Die Wartburg.

Deutsch-evangelische Wochenschrift

für amtliche Kundgebungen des Zentralausschusses zur Förderung der evangelischen Kirche in Oesterreich, des Deutsch-evangelischen Bundes für die Ostmark (Oesterreich), des Wehrschatzbundes, des Luthervereins.

ründet von Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer in Zwickau und Konsistorialrat D. K. Eckardt in Meuselwitz (S.-A.). Verlag: Arwed Strauch in Leipzig.

leiter: Pfarrer G. Mix in Guben (N.-Laus.) [für das Deutsche Reich], Otto Riedel, Klosterneuburg (Niederösterreich) [für Oesterreich]. Zusen- sind zu richten in reichsdeutschen und allgemeinen Angelegenheiten an Pfarrer in Guben (N.-Laus.), in österreichischen Angelegenheiten an Pfarrer Otto in Klosterneuburg (Niederösterreich), für die Verwaltung (Bezug und), sowie für Anzeigen und Beilagen an Arwed Strauch, Verlag in , Hospitalstr. Nr. 25. Bezugspreis vierteljährlich durch die Post 2.62 Mk., den Buchhandel 2.50 Mk., in Oesterreich bei der Post 3 K 65 h, bei den Niederlagen 2 K 50 h. Unter Kreuzband vom Verleger fürs Deutsche Reich 2.90 Mk., für Oesterreich 4 K, fürs Ausland 3.80 Mk. vierteljährlich. — Einzelne Nummern 30 Pf. = 45 h. Anzeigenpreis 40 Pf. für die 4-gespaltene Kleinzeile. Stellengesuche und -Angebote 20 Pf. Bei Wiederholungen Nachlaß laut Plan. Erteilte Aufträge können weder angehalten noch zurückgezogen werden. Für das Erscheinen der Anzeigen an bestimmten Tagen und bestimmten Plätzen wird keine Gewähr geleistet. Zurückweisung von Anzeigen, die zur Aufnahme nicht geeignet erscheinen, behält sich der Verlag vor.

itungspreisliste fürs Deutsche Reich Seite 422, für Oesterreich Nr. 5087. — Scheckkonto Nr. 105847 beim k. k. Postsparkassen-Amte in Wien.

r. 3. Leipzig, 17. Januar 1919. 18. Jahrgang

Wochenspruch

ie Freiheit danken wir Gott, die Frömmigkeit geloben wir Frömmigkeit hängt an Freiheit und Freiheit an Frömmigkeit. und fromm! Wer das Eine will, muß auch das Andere Nur das freie Volk ist auf die Dauer ein frommes Volk; s fromme Volk ist und bleibt ein freies Volk. Das unfromme, chlose und gottvergessene Volk kann die Freiheit nicht behalten, sie ihm auch durch Wunder des Allmächtigen gegeben ist. Das Volk bleibt ein freies Volk, denn wie seines Gottes Wort Wille bei ihm bleibt, so bleibt ihm auch seines Gottes Hilfe und Die Weltgeschichte kennt kein frommes Volk, das untergen wäre in seiner Frömmigkeit, oder, das seine Freiheit eher en hätte, als es seine Frömmigkeit verlor.

Gottfried Menken (am 18. Oktober 1815).

Volkskirche

Die mit dem Wort Volk zusammengesetzten Wörter Mode geworden. Sie haben eine gewisse Zeitmung in sich. Das genügt aber nicht für einen, der rechen und mithandeln will. Darum wollen wir chen, mit diesem Stimmungswort klare Begriffe zu nden, indem wir die Gegensätze aufzeigen, in denen ht. Denn es ist kein einheitlicher Sinn, der mit ihm nden werden kann.

Der alte und eigentliche Sinn freilich ist längst da- Danach war Volkskirche eine Kirche, die mit dem zusammenfiel. So könnte man von einer solchen en in Israel, wo Volksgemeinde und Kultgemeinde war; so von der Zeit vor der Reformation. Seit haben wir keine mehr; das Volk ist gespalten in iedenen Religionen und darum auch in mehrere en. Und dazu kam noch die moderne Entwicklung, mmer mehr Religion und Kirche loslöste von der inschaft des Staates und des Volkes; denn man ers nicht mehr, diese so ganz anders gearteten inner- Angelegenheiten ebenso zu einer Sache des Zwangs chen, wie es die Zugehörigkeit zu der politischen inschaft war. Man mußte sie zu einer Sache des lnen machen, so wichtig auch für das Leben des die Pflege dieser innerlichen Dinge sein mochte. beiden Erkenntnisse: Religion oder genauer Frömt und Glaube haben nur Wert, wenn sie Privat- des Einzelnen sind, und die andere: ein Volk lebt efsten Grunde von den Kräften, die aus einem Glauben fließen — diese beiden Erkenntnisse stehen scheinbar in Widerspruch mit einander, aber beide wollen immer berücksichtigt werden, wenn man etwas über die Frage nach der Gestaltung der kirchlichen Dinge sagt.

Die zweite Erkenntnis überwiegt, wenn man unter den heutigen Verhältnissen für die Volkskirche eintritt. Dann meint man eine solche Ordnung der kirchlichen Verhältnisse, die im Gegensatz gegen die Sekte oder die Freiwilligenkirche steht. In diese tritt man ein als reifende Persönlichkeit, in jene wird man hineingeboren als Kind seiner Eltern. Hat jenes den Vorzug der innern Wahrheit und der äußern Klarheit, so dieses einen wertvollen andern: die Volkskirche, die geborne Mitglieder umfaßt, kann sich all ihrer Angehörigen annehmen, auf welcher Stufe der religiösen Entwicklung sie auch stehn. Sie sondert nicht Kraut und Unkraut, sondern läßt beides wachsen, bis der Herr zur Ernte kommt. Sie ist keine Gemeinschaft der Heiligen und Vollkommenen, sondern eine Erziehungsgemeinschaft, die jedem weiter helfen will über den Punkt hinaus, auf dem er steht. So kann sie Wirkungen aussäen nach allen Seiten hin; so kommt das Salz herum und bleibt nicht im Salzfaß. Die Volkskirche rechnet mit immer neuen Möglichkeiten, daß jemand zum Glauben komme: aus unkirchlichen Familien, aus gottlosen Zeiten heraus kann immer einmal wieder ein Funke aufglimmen, und dann will sie da sein, um ihn anzublasen. Sie trägt alles, sie glaubet alles, sie hofft alles. Und das darum, weil ihr am Volke etwas liegt; sie kann nicht, wie das im Zug der Gedanken mancher Sekten liegt, seine Angelegenheiten als solche der Welt geringer achten als die des Reiches Gottes oder des Himmels. Sie fühlt sich um des Gewissens willen verbunden, sich um die Dinge der Kultur, der Wohlfahrt und der Politik zu kümmern; denn all diese tragen dazu bei, ob jemand zum Glauben kommt und darin bleibt oder nicht. Darum gilt es, die Umwelt zu beeinflussen, in der die Gläubigen leben.

Einen solchen Einfluß haben weder die Sekten noch die Winkelkirchen, die entstünden, wenn die Volkskirche zerfiele. Das geschähe aber, wenn sich um dogmatischer oder auch religiöser Sondermeinungen willen kleine Gemeinschaften bildeten, die noch dazu in Fehde mit einander stünden. Diese würden die Pflege ihrer

Eigenart damit erkaufen, daß sie dem Staat, dem Kulturleben und besonders auch Rom gegenüber völlig ohnmächtig wären. Darum lautet jetzt überall die Losung: Zusammenbleiben! Freilich sind die religiösen Unterschiede in unsrer Kirche groß. Aber man strebt immer mehr einer Lösung der Schwierigkeiten zu, die die Pflege der Eigenart und die Verbindung mit dem großen Ganzen vereinigt. Kirche soll nicht mehr wie früher, eine Gemeinschaft mit einem Bekenntnis, mit derselben Ordnung des Gottesdienstes usw. sein, die alle Evangelische in einem Lande zur Landeskirche und alle an einem Ort zur Gemeinde vereinigt; Kirche soll vorläufig und vielleicht auch überhaupt ein loser Verband sein, der sich vor allem einmal die Dinge der Verwaltung und der Beschaffung von persönlichen und andern Mitteln religiöser Gemeinschaftspflicht zur Aufgabe setzt. Nur ein ganz allgemeines Bekenntnis darf, wenn es überhaupt nötig ist, den Sinn dieser ganzen Anstalt ausdrücken: Gott unser Vater, Jesus unser Herr, oder etwas ähnliches. Das wäre eine Volkskirche, die alle Evangelischen sammelte und die evangelische Sache pflegen könnte. Innerhalb dieser könnten sich dann einzelne Vereinigungen von Gemeinden und Gruppen bilden, die sich religiös und kultisch näher stehn, aber ohne den alten bösen Streit der Richtungen und Parteien. Deren Zeit ist unter dem Druck der Not vorbei; freilich gibt es immer noch Leute, die sich weigern, mit anders gesinnten Glaubensgenossen zusammenzuarbeiten, weil ihnen die Pflege ihrer Eigenart wichtiger ist als die große Gemeinschaft.

Und noch eine Bedeutung hat das Wort Volkskirche gerade in den letzten Wochen gewonnen oder wenigstens stärker hervorgekehrt. Wir wünschen eine Volkskirche, wie wir einen Volksstaat haben wollen. Und wie dieser sich gegen den alten Beamten- und Obrigkeitsstaat wendet, so jene gegen die alte Beamten- und Obrigkeitskirche, die sich nur als Ressort und Dienerin des Staates wußte. Diese hat uns die Zuneigung der Masse gekostet, diese war überhaupt niemals volkstümlich. Daran hinderte allein schon die Fülle von lateinischen und griechischen Wörtern, mit denen sie ihre Beamten und andere Organe bezeichnete. All dieses muß weg, seine Zeit ist um. Es gibt doch nichts weniger Volkstümliches als so ein Konsistorium und eine Generalsynode; ersteres ist ein Beamtenkollegium, letztere ist eine Art von kirchlichem Herrenhaus, so volks- und lebensfremd, wie nur etwas sein kann. Solches alles muß weg. Wir brauchen ganz andere Organe, und zwar solche, die nicht nur deutsche Namen haben, sondern auch in enger Fühlung mit dem Kirchenvolke stehn. Daß solche nur auf dem Wege allgemeiner Wahl zustande kommen können, versteht sich von selbst. Diese werden ein ganz anderes Ergebnis haben, als die eben verflossene preußische Generalsynode mit ihren Standesherrn und hohen Kirchen- und Staatsbeamten. — So können wir hoffen, daß wir eine volkstümlichere Kirche bekommen, als wir sie hatten, eine Kirche, die über dem Pfarramt und den Vereinen, die bisher in treuer Arbeit am Volk und mit dem Volk die wirkliche Kirche dargestellt haben, das schützende Dach darstellt und das Band der Gemeinschaft untereinander und mit dem Volksganzen bildet, ohne das eine religiöse Gemeinschaft wahrhaft evangelischer Art nicht ist, was sie sein soll.

Niebergall.

Zur Frage der Trennung von Kirche und Staat

1. Die Frage

Die großen staatlichen Umwälzungen, die sich im November 1918 vollzogen haben, sind von tief einschneidender Bedeutung auch für unsere evangelische Kirche. Bisher war sie Staatskirche. Als durch die Reformation die bischöfliche Verfassung beseitigt worden war, weil die Bischöfe sich der Erneuerung des Kirchenwesens verschlossen, griff Luther zu dem Auskunftsmittel, die Landesherren zu Notbischöfen zu machen. Das entsprach den allgemeinen Anschauungen seiner Zeit, in der man dem Grundsatze huldigte: cujus, regio, ejus religio, wem das Land gehört, der ist auch für die Religion des Landes maßgebend. Auch katholische Fürsten dachten so; Herzog Georg von Sachsen, Luthers erbitterter Gegner, beanspruchte für sich das alleinige Besetzungsrecht über die Pfarrstellen seines Landes.

Die vierhundertjährige Verbindung ist sowohl für den Staat wie für die Kirche in vielen Beziehungen segensreich gewesen. Die evangelische Kirche tat der im Anfang des 16. Jahrhunderts eingerissenen furchtbaren Verrohung des Volkes Einhalt, stärkte den Lebensmut in den Schrecken des 30jährigen Krieges, schuf die Grundlagen für Schule und Armenpflege. Jahrhunderte lang ist sie einzig soziale Macht gewesen. Von den Jahren 1806—1813 hat Moltke mit Recht gesagt, daß damals Preußen in den evangelischen Pfarrhäusern war. Das evangelische Pfarrhaus hat dem Staate viele ausgezeichnete Beamte, hervorragende Staatsmänner, große Gelehrte gestellt. Ohne die soziale Beeinflussung des Denkens durch die Kirche wäre der Boden für die Botschaft Kaiser Wilhelms des 1. vom Jahre 1881 nicht bereitet gewesen. Andererseits hatte die Kirche am Staate einen sichern finanziellen Rückhalt und einen starken Schutz.

Freilich brachte die Verbindung auch viele Nachteile für die Kirche mit sich. Ihre freie Entwicklung war beeinträchtigt, weil der Staat ihre Verfassung bestimmte, ja zu manchen Zeiten sogar den Ausschlag in Lehrfragen gab. In der Neuzeit litt das Ansehen der Kirche darunter, daß sie beim Volke als gehorsame Dienerin des Staates galt und als schwarze Polizei mißliebig betrachtet wurde.

Durch die Abdankung der Fürsten ist tatsächlich die Trennung der Kirche vom Staate bereits bedingt. Denn es fehlt nun das verbindende Glied, der Landesbischof. Aber schon früher hatte die staatliche Entwicklung unhaltbare Zustände herbeigeführt. Sinnlos war es schon, daß katholische Fürsten das Amt evangelischer Landesbischöfe ausübten. Unnatürlich war es, daß Landtage, in denen auch Juden und Dissidenten saßen, über Angelegenheiten evangelischer Kirchen zu entscheiden hatten. So regte sich in der Kirche selbst mehr und mehr der Wunsch nach Verselbständigung. Wenn trotzdem diese Bestrebungen sich nicht durchsetzten, so lag das daran, daß man fürchtete, durch die Trennung vom Staate werde die Kirche ihren Charakter als Volkskirche verlieren, und das kichliche Parteiwesen, auf das der Staat ausgleichend gewirkt hatte, werde die Kirche in Sondergemeinschaften spalten.

Jetzt ist aber die Frage brennend geworden. Eine

unabweisbare Notwendigkeit der Trennung liegt auch gegenwärtig nicht vor. Es wäre recht wohl denkbar, daß die Kirche wie früher in Frankreich und noch heute in vielen Kantonen der Schweiz mit einem demokratischen Staate verbunden bliebe. Die kirchlichen Organe könnten eine größere Selbständigkeit als bisher bekommen und dabei doch im Zusammenhange mit dem Staate bleiben. Es gibt auch jetzt große politische Parteien, die eine solche Ordnung der Dinge für möglich halten und die völlige Trennung ablehnen.

Aber dennoch müssen wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß die Volksvertretungen die Trennung beschließen. Sie könnte in sehr verschiedener Weise erfolgen.

Bei der radikalsten Durchführung würden sofort die Staatszuschüsse gestrichen, das Kirchengut eingezogen, der Kirche das Besteuerungsrecht ihrer Mitglieder versagt. Dann wäre die Kirche wirtschaftlich ruiniert, es bliebe nur der Weg, als privater Verein sich zu fristen und aus freiwilligen Beiträgen ihrer Mitglieder sich allmählich wieder Existenzmittel zu schaffen. Die Geistlichen würden in größte Abhängigkeit von den vermögenden Gemeindegliedern geraten. Der Religionsunterricht würde aus den Staatsschulen verbannt werden, und die verarmte Kirche würde weder Geldmittel noch Räume haben, um einigermaßen Ersatz zu schaffen. Sie hätte keine Gelegenheit, durch Religionsunterricht an Gymnasien und Seminaren sich einen geschulten Nachwuchs an Geistlichen und Lehrern heranzubilden. Nach dem Wegfall der theologischen Fakultäten auf den Universitäten könnte sie nur durch Predigerseminare ihren künftigen Dienern das Mindestmaß der erforderlichen Kenntnisse vermitteln. Der Staat würde sich um die Heilighaltung der kirchlichen Feiertage nicht kümmern. Kirchliche Handlungen wären vor Störungen nicht geschützt.

Es ist klar, daß eine solche Stellungnahme des Staates auf feindselige Unterdrückung der Kirche hinausliefe. Das Ziel, ob offenkundig zugegeben oder nicht, wäre Entchristlichung des Volkslebens. Zu vernichten wäre die Kirche zwar auch dadurch nicht. Sie hat schlimmere Verfolgungszeiten siegreich überstanden und würde sich nach schweren Uebergangszeiten auch aus diesem äußern Zusammenbruch wieder emporarbeiten. Aber schon um des deutschen Volkes willen muß sie sich mit äußerster Kraft wehren, zur Winkelsache gemacht zu werden. Die Volksseele würde den furchtbarsten Schaden leiden, wenn ihr die heilsamen Einwirkungen der Kirche auf das öffentliche Leben unterbunden würden.

Die Trennung könnte aber auch in schonender und wohlwollender Weise vollzogen werden. Dann würde der Kirche ihr Vermögen sicher gestellt, das Besteuerungsrecht eingeräumt, Weitergewährung der staatlichen Zuschüsse oder deren allmählicher Abbau oder eine entsprechende Entschädigung zugebilligt. Der Staat hätte an seinen Anstalten für die Schüler der verschiedenen Konfessionen Religionsunterricht zu freiwilliger Teilnahme einzurichten und die Erhaltung der theologischen Fakultäten als wichtige Kulturaufgabe zu pflegen. Der Kirche wäre im öffentlichen Leben die gebührende Stellung zu wahren, die Religionsübung genösse gesetzlichen Schutz.

Nur bei einer solchen Regelung würde der gewaltsame Bruch mit der geschichtlichen Entwicklung vermieden und das aus ihr erwachsene Recht der Kirche gewahrt. Zwischen den beiden entgegengesetzten Arten der Trennung wären wohl noch manche Mittelstufen denkbar, aber eine befriedigende Lösung würde auf keiner erzielt. Eckardt.

Warum verlangen die Engländer die Bestrafung des Kaisers?

Man braucht die Frage nur zu stellen, um sofort zu erkennen, welch nichtswürdiger Plan sich hinter dieser scheinbar für uns ganz gleichgültigen Marotte der Engländer verbirgt. Es handelt sich für die Engländer bei der Bestrafung des Kaisers und unserer Heerführer um den Schlußstein ihres ungeheuren Lügengebäudes, wodurch wir für alle Zukunft zu den Anstiftern des Krieges und verbrecherischen, „fluchbeladenen“ Hunnen gestempelt werden sollen. Sie möchten jetzt das Spiel wiederholen, das ihnen vor 100 Jahren mit Napoleon dem I. so über die Maßen gut gelungen ist.

Es ist ja bekannt, daß Napoleon sich zu allen Zeiten aufs Entschiedenste dagegen verwahrt hat, daß er der große Friedensstörer Europas gewesen sei. Noch auf St. Helena klagt er einmal: „Ich wollte der Welt den Frieden geben, aber sie haben mich zum Dämon des Krieges gemacht“. Und tatsächlich muß man doch zugestehen, daß er den Krieg aller gegen alle vorfand und im Jahre 1802 den allgemeinen Frieden herstellte, den zu halten sein eifrigstes Bemühen war. Die Engländer waren es, die diesen Frieden mit allen Mitteln zu stören bestrebt waren, zum größten Aerger Napoleons, der sich durch die Kriegstreibereien Englands zu dem bekannten Wutausbruch gegen den englischen Gesandten bei dem großen Empfang in den Tuilerien am 13. März 1803 hinreißen ließ. Der englische Gesandte selbst läßt Napoleon denn auch volle Gerechtigkeit widerfahren: „Der Erste Konsul — so schreibt er — wünscht sicher nicht den Krieg, er weiß, daß er uns nichts abgewinnen kann, und daß er das ganze Land gegen sich hat.“

Der neu losbrechende Krieg war unstreitig das Werk Englands, das Napoleon nun von einem Krieg in den andern hetzte, bis er sich totgesiegt hatte und zur Strecke gebracht war. England siegte in dem wirtschaftspolitischen Kriege, den es seit mehr als 100 Jahren mit Frankreich führte. Der unbequeme Wettbewerber war ausgeschaltet.

Daß es so war, konnte das heuchlerisch-fromme England aber doch unmöglich zugeben. Und so geht neben dem Kampf der Waffen ein Verleumdungsfeldzug her, in dem Napoleon unermüdlich als der grausamste Bluthund, das teuflischste Scheusal Europas verlästert wird. Ich denke keineswegs daran, Napoleon hier weiß zu brennen. Er hatte seine großen Fehler, und zumal wir Deutschen haben wahrhaftig keinen Grund, uns seiner anzunehmen. Aber gerade in dem, dessen man ihn am härtesten anklagt, ist er unschuldig: der schreckliche Bluthund und Friedensstörer war er nicht. Das war England, das auch hier nach dem bewährten Rezept des Spitzbuben verfuhr: „Haltet den Dieb!“ Und da Napoleon ihnen wehrlos in die Hände fiel, gelang ihnen das niedrige Spiel.

Für keinen, der sich nicht absichtlich die Augen zuhält, kann es irgendwelchem Zweifel unterliegen, daß England das gleiche Verfahren gegen uns anwendet.

Und zwar nicht erst im Kriege, sondern schon seit Jahrzehnten. Aber in diesem Kriege ist dies Verfahren zur höchsten Vollendung gebracht worden. Es ist nicht not, darüber noch ein Wort zu verlieren. Wir wissen es alle, wie wir als Friedensbrecher und Hunnen jetzt seit mehr als vier Jahren in aller Welt verleumdet worden sind, und der Kaiser, dessen Ehrgeiz darin bestand, der „Friedenskaiser" zu sein, natürlich in erster Linie, da er als Vertreter des deutschen Volkes galt. Daran hat weder der Suchomlinow-Prozeß etwas zu ändern vermocht, noch die für die Entente geradezu vernichtenden Veröffentlichungen der russischen Regierung. Wir bleiben die Friedensstörer und Bluthunde Europas und der ganzen Welt, die nur zu bändigen sind, wenn man sie fest an die Kette legt.

Um das vor aller Welt sozusagen gerichtsnotorisch zu machen, darum muß Kaiser Wilhelm der 2. nebst seinen Heerführern jetzt bestraft werden. Dann steht unser Volk vor dem Forum der Weltgeschichte als das allein schuldige da, und England ist als der Retter der Menschheit glänzend gerechtfertigt.

Schon vor zwei Jahren habe ich es ausgesprochen: Siegt England und gelingt es ihm, sein Mütchen an unserm Kaiser zu kühlen, so sind wir alle, Kaiser und Volk, in alle Ewigkeit gebrandmarkt, wie Napoleon der 1. es war.

Jetzt sind wir soweit.

Sollen wir uns nun widerspruchslos in das Unvermeidliche fügen? Ja, sollen wir die Engländer in diesem ihrem Vorhaben noch unterstützen, wie es die neue bayrische Regierung in einer würdelosen Kundgebung getan hat? Das wäre nicht nur verächtlich, es wäre auch töricht und unglaublich kurzsichtig. England schlüge uns damit noch nach 100 Jahren tot.

Darum ist es unsere Pflicht, uns diesem Plan der Engländer mit aller Macht in den Weg zu stellen — um unser selbst und um des guten Namens unsrer Enkel und Urenkel willen. Mix.

Westpreußen als deutsches Kulturland

Der Weltkrieg hat den Gedanken des Selbstbestimmungsrechtes der Nationen in den Vordergrund gerückt. Ihn machen bekanntlich auch die Polen sich zunutze, indem sie Anspruch auf alle Gebiete erheben, die zu dem ehemaligen polnischen Reich gehört haben. Die größte Bedeutung legen sie nun in dieser Richtung auf die Zugehörigkeit der preußischen Provinz Westpreußen zu ihrem neuen Staate. Denn Westpreußen ist das Mündungsgebiet der Weichsel, die ja in der Hauptsache den eigentlichen Kern des polnischen Reiches durchfließt. Wir haben es also mit einem Drängen und Verlangen polnischerseits zu tun, das in den geopolitischen Verhältnissen seinen tiefsten Grund hat und das darum mit elementarer Kraft wirkt. Aber auch auf unserer Seite machen sich geopolitische Momente in demselben Maße geltend. Ein polnisches Westpreußen würde die ostpreußische Provinz von uns abtrennen und isolieren; der Zwang nach einem Zusammenhang Ostpreußens mit den anderen Provinzen des Königreiches Preußen ist auf unserer Seite die treibende geopolitische Kraft und wird es sein, solange Ostpreußen deutsches Land ist. In Westpreußen liegt also der Schnittpunkt der geopolitischen Interessen zweier Nachbarreiche. Dennoch wäre es verkehrt, unter diesen Umständen von einem gleichen Recht der beiden benachbarten Staaten auf das in Frage kommende Landgebiet zu sprechen, denn es sind noch andere Momente in betracht zu ziehen, vor allem die der Kultur, und diese weisen Westpreußen auf die deutsche Seite. Westpreußen ist, kulturell genommen, deutsches Land.

Deutsche sind es gewesen, die dieses Land überhaupt erst der Kultur gewonnen haben. Eine Großtat der Kolonisation hat hier im Mittelalter das deutsche Volk geleistet. Der Orden der Deutsch-Ritter war es, der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts nach Westpreußen kam und es dem Christentum und dem Deutschtum gewann. Auf seinen Ruf kamen aus dem westlichen und südlichen Deutschland deutsche Bauern und Bürger in großer Anzahl herbei, um die Wälder auszuroden, Sümpfe trocken zu legen, Städte zu bauen. Die Chroniken aus jener Zeit und die im Lande noch überall erhaltenen Bauten erzählen uns davon zur Genüge. Die Städte, die entstanden, waren in ihrem ganzen Charakter ebenso deutsch wie irgend eine andere Stadt im deutschen Vaterlande. Das lübische oder das magdeburgische Recht war in ihnen maßgebend. Das gewerbliche Leben in ihnen vollzog sich unter denselben Formen wie in den anderen deutschen Gauen. Und wie hätte das auch anders sein sollen, da ja Kaufleute und Handwerker eben Deutsche waren. Deutsche Baumeister waren es, die die herrlichen Bauten schufen, die heute noch jeden Besucher erfreuen müssen. Wie hat hier der deutsche Geist sich so herrlich entfaltet, wie hat er gerade durch die Bauten dem Lande für immer den deutschen Charakter aufgeprägt. Nur die Innigkeit des deutschen Gemüts, die Fähigkeit des Deutschen im Hineinfühlen und Anpassen konnten eine so enge und innerliche Verbindung zwischen dem zu schaffenden Bauwerk und der umgebenden schwermütigen Natur des Landes schaffen. Und das alles noch dazu mit den einfachen Mitteln des Backsteins. So entstanden die Stadtmauern, die Ordensburgen, die Rathäuser, die Kirchen mit ihren wuchtigen massigen Türmen. Diese Eigenart der Bauten im alten Ordenslande wird sich jedem unvergeßlich eingeprägt haben, der einmal in Thorn vor der Johanniskirche und dem Rathaus, in Marienwerder vor der Ordensburg, in Danzig vor der Marienkirche gestanden hat. Aber auch die deutsche Gotik feierte neue Triumphe, wie uns das vor allem der schlanke Bau der Jakobskirche in Thorn und das Hochmeisterschloß in Marienburg zeigen.

Deutsch war also der Charakter des Landes geworden, und zwar in einem solchen Maße, daß ihn auch die drei Jahrhunderte der polnischen Herrschaft nicht hatten beseitigen können. Diese Zeit der Zugehörigkeit des westpreußischen Gebietes zum polnischen Staate wurde vielmehr zu einer Zeit des völligen Niedergangs. Was sich noch in kultureller Hinsicht überhaupt hielt, das beruhte auf den Wurzeln, die deutsche Arbeit und deutscher Fleiß im Lande gepflanzt hatten. Polen aber zeigte seine ganze Unfähigkeit in politischer, wie in wirtschaftlicher Bedeutung auch in Westpreußen. Es gbt wohl kein zweites Beispiel in der Geschichte, wo ein blühendes Land, wie es Westpreußen unter der deutschen Ordensherrschaft war, in kurzer Zeit kulturell so völlig ruiniert wurde, nur weil die Herrschaft im Lande an ein anderes Volk überging. In demselben Maße, wie nach 1466 der

Einfluß der Polen in Westpreußen zunahm, in demselben Maße ging auch die Kultur zurück. Was aus Westpreußen geworden war, können wir z. B. aus den Briefen eines Friedrich des Großen ersehen. Der König schrieb so im Jahre 1772, als Westpreußen an das Königreich Preußen gefallen war, an seinen Bruder Heinrich: „Allerdings legt mir dieses Stück Land auch viel Arbeit auf, denn ich glaube, Kanada ist ebenso zivilisiert wie Pomerellen: keine Ordnung, keine Einteilung. Die Städte sind in einem bejammernswerten Zustande. Culm soll zum Beispiel achthundert Häuser haben, es stehen aber nur hundert. Die Einwohner sind entweder Juden und Mönche, und andere Städte sind noch erbärmlicher!"

Wieder waren es Deutsche, die das Land aus seiner kulturellen Vernachlässigung retten sollten, in die es durch die polnische Herrschaft gekommen war. Ungeheures leisteten so zum zweiten Mal die Deutschen als Kolonisatoren in diesem Lande während der anderthalb Jahrhunderte der Zugehörigkeit Westpreußens zum preußischen Staate. Mit Eifer ging schon ein Friedrich der Große daran, hier kulturelle Arbeit erster Ordnung zu leisten. Er, der sonst so sparsam sein Staatsgeld verwaltete, gab es für die durch die polnische Teilung erworbenen Gebiete in großen Mengen aus, um diese Länder in jeder Weise schnell zu heben. Auf seinen Grundlagen ist dann mit Fleiß weitergebaut worden. Heute ist Westpreußen wieder eine blühende Provinz des preußischen Staates. Es ist das einzig und allein geworden durch die Arbeit der Deutschen und durch die Zugehörigkeit zu dem geordneten Staatswesen Preußens. Nur wenige Schritte über die Grenze von Thorn aus in das polnische Land hinein, und jedem wird klar werden, wie es auch heute in Westpreußen aussehen würde, wenn es polnisch geblieben wäre. Heute sind Dörfer und Städte wieder blühende Gemeinwesen geworden. Danzig, Elbing und Thorn konnten wieder als Handelsstädte zur Bedeutung gelangen, und in ihnen und anderen Städten entfaltete sich reger industrieller Fleiß, soweit das hier in der Provinz bei der Entfernung von den Kohlengebieten überhaupt möglich war. Weltberühmt ist ja z. B. die Schichauwerft in Elbing geworden. Ein enges Eisenbahnnetz durchzieht das Land, die Schiffahrt auf der Weichsel hat sich durch die Regulierung des Flusses in der richtigen Weise entfalten können. Was das heißen will, das wird dem klar geworden sein, der einmal den polnischen Teil des großen Flusses befahren hat. Denn hier gibt es keine ausgebaggerte Fahrstraße, sondern zahllose und große Sandbänke, die vor allem im Sommer hervortreten, zerlegen den Fluß in einzelne Arme und machen in der trockenen Jahreszeit eine regelrechte Schiffahrt so gut wie unmöglich. Die Landwirtschaft hat in Westpreußen eine besonders gute Entwicklung genommen. Westpreußen hat uns mit am meisten durch sein Vieh und seine Zuckerrüben versorgt. So ist in Culmsee auch die größte Zuckerfabrik Deutschlands. Neben Handel und Wandel haben aber auch Bildung und Wissenschaft im Lande ihre Heimat gefunden. So hat Danzig seine technische Hochschule bekommen, und jede Stadt hat ihre höheren Schulen erhalten. Wertvolle geschichtliche Schätze bewahren die Bibliotheken der Städte Thorn, Danzig, Elbing u. a., und Deutsche sind es gewesen, die diese wertvollen Ueberlieferungen geordnet und wissenschaftlich erschlossen haben.

Zu alledem kommt nun noch, daß auch die Sprache im Lande in der Hauptsache die deutsche ist. Es wohnen im Regierungsbezirk Danzig etwa 93 000 Polen, im Regierungsbezirk Marienwerder 375 000 Polen. Im Verhältnis zur Gesamtzahl der Bevölkerung machen sie nur ein Drittel aus. Es ist das ein deutliches Zeichen, wie im Lande seit den Zeiten eines Friedrich des Großen das Deutschtum gewachsen ist.

So müssen wir denn festhalten daran, daß Westpreußen zu uns gehört. Deutsche sind es gewesen, die es mit ihrem Blute, mit ihrem Fleiße und ihrer Arbeit der Kultur gewonnen haben. Wir haben ein Recht auf dieses Land wie kein anderes Volk es aufweisen kann, am allerwenigsten die Polen. Dr. Paul Ostwald.

Aus Welt und Zeit

Wenns nicht zum Weinen gewesen wäre, wäre es zum Lachen gewesen. Leider aber waren dazu die Zeit und die Umstände viel zu traurig. Wer aber als ganz unbeteiligter Fremdling hätte zuschauen können, der hätte wohl lachen müssen über das Berlin dieser roten Woche (vom 5. Januar ab). Täglich Aufmarsch: hier ein paar Tausende, dort Zehntausende; begegnen sich die Züge, so faucht man sich an; die Einen brüllen Hoch, die anderen Nieder, das spalierbildende Publikum brüllt Nieder, wenn die Straße Hoch schreit, Hoch, wenn Nieder gerufen wird. Ab und zu wird auch einmal geschossen, doch das sind Kleinigkeiten. Aber allmählich wendet sich das Bild. Die Spartakusleute („der Spektakelbund", wie der Berliner übersetzt) schafft sich Festungen in der Stadt. Das Polizeipräsidium wird Hauptquartier, die Zeitungspaläste werden zu Forts, die großstädtische Massenpresse wird stillgelegt, die Totenliste jeden Tages gibt schon am Abend ein kleines Sümmchen: dazwischen immer noch händeringend die Regierung, (nunmehr ganz aus den Reihen der alten Sozialdemokratie zusammengesetzt) und beschwört die Massen: nur keinen Bruderkrieg! mit dem Ernste des Mannes, der bis zum Hals im Wasser steht und sich fürchtet, nasse Füße zu bekommen. Und nachdem man eine geschlagene Woche zugesehen und den mit russischem Gelde großgezogenen Unfug über alles Maß hat hinauswachsen lassen, kehrt man endlich ganz einfach zu den alten simplen Jagowschen Grundsätzen zurück: „Die Straße gehört dem Verkehr! Ich warne Neugierige!" Die Erkenntnis kam zwar spät, daß Regierungsgewalt eben etwas Anderes ist als einen aufgeregten Zahlabend unter Genossen leiten, wo man die Leidenschaften sich erst einmal austoben läßt, um dann mit erprobter Beredsamkeit die Gemüter dahin zu bringen, wo man sie haben will. Sie hat, soviel wir sehen (die ganze Wahrheit wird wohl wieder wie am 24. Dezember verschwiegen werden), hunderte von Blutopfern gekostet, auch unter friedlichen Bürgern, die über die Straße gingen und in ihren Wohnungen saßen; sicher viel mehr als wenn man gleich zugegriffen hätte. Ob nunmehr die Falschgeleiteten auf die Wege der Vernunft und der Ordnung zurückkehren werden, bleibt erst noch abzuwarten.

Die Unbeteiligten im deutschen Volke haben aber einen unvergleichlichen Anschauungsunterricht genossen, was Massenherrschaft bedeutet. Bis diese Zeilen in den Händen ihrer Leser sind, müssen die Millionen, Männer

und Frauen, zur Wahlurne schreiten. Eine bessere Vorbereitung auf die Wahlen wäre gar nicht zu denken. Wer den Bürgerkrieg verurteilt, wer nicht ein verbösertes Rußland aus unserem Vaterlande machen will, wer die letzten Reste unseres Wirtschaftslebens aus dem Trümmerhaufen, in dem sie zu versinken drohen, herausholen will, wer unser altes einst so stolzes Vaterland zusammenhalten will, daß es nicht, wie einst in den Tagen deutscher Schmach und Schande, herabsinke zum geographischen Begriff, der helfe dazu, daß die auf vaterländischem Boden stehenden Parteien den Sieg gewinnen. Die Aussichten sind nicht schlecht. Die Wahlen in einigen Bundesstaaten, namentlich in Baden, sind Generalproben auf die Hauptabstimmung gewesen. In Baden, wo die „Unabhängigen Sozialdemokraten" zwei Sitze in der Regierung besetzt hatten, haben sie nicht einmal einen einzigen Abgeordneten durchbringen können, und auch die alte Sozialdemokratie hat keine Mehrheit erlangen können. Da ist die Saat der religionsfeindlichen Kabinettsbefehle überraschend schnell aufgegangen, allerdings anders als man sich's in den Kreisen um Adolf Hoffmann gedacht. Unverdrossene und zielbewußte Aufklärungsarbeit in den kurzen Tagen, die uns noch bleiben, muß auch bei der Hauptwahl gute Früchte tragen.

12. 1. 1919. Hr.

Wochenschau

Deutsches Reich

Für den Religionsunterricht in der Schule trat eine Versammlung der Religionslehrer und -lehrerinnen in der Dreifaltigkeitskirche in Berlin ein. Auch die Berliner Direktoren der höheren Schulen erklärten sich mit erfrischender Deutlichkeit gegen den Religionserlaß.

Interkonfessioneller Ausschuß. Zur Wahrung der den beiden christlichen Bekenntnissen gemeinsamen Interessen bei den bevorstehenden politischen Kämpfen haben sich namhafte Vertreter der evangelischen und der katholischen Kirche zu einem „Interkonfessionellen Ausschuß" zusammengeschlossen. Vorsitzender ist Universitätsprofessor Geheimrat D. Adolf Deißmann-Berlin, stellvertretender Vorsitzender Reichs- und Landtagsabgeordneter Geheimrat Professor Dr. Martin Faßbender-Berlin.

Österreich

Steiermark. In der Gemeinde Knittelfeld einschließlich der nunmehrigen Pfarre Judenburg ist trotz der inneren und äußeren Schwierigkeiten, die das vierte Kriegsjahr brachte, reges Wachstum zu verzeichnen. Die Lebensbewegung war folgende: Geboren 11 Kinder (1917: 18), getraut 5 Paare (1917: 6), alle evangelisch. Beerdigt wurden 11 Gemeindeglieder (1917: 16), ferner 6 Soldaten des Lagerspitales. Eingetreten sind 20 Personen (1917: 18), ausgetreten 3 (1917: 0) und zwar eine zugereiste Person und eine im oberen Murtal wohnende Kriegerwitwe mit ihrem Kinde, deren bedrängte Lage der auf der dortigen fürstlich Schwarzenbergischen Pfründe amtierende — natürlich tschechische — Pfarrer ausnützte, indem er sie durch Lebensmittelanweisungen bzw. Versprechungen solcher für die römische Kirche gewann. (Wir würden diese Mitteilung nicht bringen, wenn nicht die Vertrauenswürdigkeit des Einsenders über jeden Zweifel erhaben wäre.) Von gleich hoher Gesinnungsart ist sein gleichfalls Schwarzenbergischer und tschechischer Amtsnachbar in Pöls, der in kurzer Zeit zwei Beerdigungsskandale provozierte, den einen in der Art, daß er an die evangelische Lehrerin des Ortes in zwölfter Stunde das Ansinnen stellte, einen verstorbenen evangelischen Knecht, dessen Konfession bis dahin angeblich unbekannt war, einzusegnen, da ja „bei den Evangelischen jeder Schuster beerdigen" kann. Und die Behörde schweigt. Unterrichtet wurden in Knittelfeld 95 Schulkinder, in Zeltweg 23. Der Judenburger Vikar versah trotz der denkbar schwierigsten Reiseverhältnisse mit großer Treue den Unterricht in den bis ins Salzburgische hinein sich erstreckenden Unterrichtsstationen. — In Knittelfeld wurden 24 Kinder mit Stoff, Kleidern, Schuhen, Spielsachen, Backwerk und Aepfeln beschenkt, ferner fünf bedürftige Familien mit Brennholz, das ein Gemeindeglied widmete.

Die Haft des Pfarrers Dr. Mahnert in Marburg dauert noch immer an. Das Presbyterium bemühte sich vergeblich, die Freilassung des Pfarrers für den Silvestergottesdienst zu erwirken. In der dicht gefüllten evangelischen Christuskirche teilte Kurator Herr von Kramer den Erschienenen mit, daß Pfarrer Dr. Ludwig Mahnert „verhindert" ist, den Gottesdienst abzuhalten. Es folgten Gebete und Lieder. Beim Verlassen der Kirche wurde für die Wiederherstellung des demolierten Gartenzaunes vor der Kirche geopfert.

Pfarrer Walter Reinhard aus Deutsch-Horschowitz wurde nach siebzehntägiger Haft auf freien Fuß gesetzt.

Der Verein zur Förderung der evangelischen Diakonissensache in Klosterneuburg hat in St. Andrä-Wördern ein Haus mit 5 Zimmern, 2 Kabinetten, 3 Küchen und 1080 Klafter Obstgartengrund gekauft. Dies war nur durch ein besonderes Entgegenkommen der Filialgemeinde Wördern und des Gärtnereibesitzers Richard Gebhard möglich. Das Gebäude wird für ein evangelisches Liebeswerk Verwendung finden. Dies ins Werk zu setzen, soll vorzüglich die Aufgabe der evangelischen Jugend der Pfarrgemeinde Klosterneuburg sein.

Pfarrer Rektor Richard Roth erläßt einen Hilferuf an alle Freunde der Liebeswerke der verstorbenen Gräfin Latour. Er schreibt:

„Um sechs Uhr früh kamen wir nach Görz; wir wandern vom Staatsbahnhofe durch die ganze Stadt zum Südbahnhof. Hier sehe ich zum erstenmale die wahren Schrecken des Krieges: wieviel zerstörte Häuser, Schützengräben mitten durch Straßen und verwüstete Gärten. Ich suche die evangelische Kirche; sie ist geschlossen, da Turm und Dach durch Granattreffer einzustürzen drohen. Durch eine Maueröffnung im notdürftig wiederhergestellten Pfarrhaus springen wir über einen Bretterstoß hinunter in das Schiff der Kirche. Altartisch aufgerissen, ohne Kruzifix; Fußboden voll Trümmer von dem einsturzdrohenden Dach und Turm, Orgelstiege zerstört, Fenster zerbrochen, Kanzel und Gestühl unversehrt. Der Pfarrer, zuletzt Feldkurat in Lublin, abwesend, die Gemeindeglieder zerstreut; nur der Meßner wohnt im Pfarrhaus. Ob die besetzenden Italiener in ihrem offenkundigen Haß gegen alles Deutsche die Wiedererrichtung der Evangelischen Gemeinde in Görz, diesem Hort deutsch-evang. Glaubenslebens im österr. Küstenland zulassen?"

Infolge der italienischen Besetzung vom Mai 1915 bis Oktober 1917 hatte Russiz durch Beschießung, Brand, Verschleppung usw. einen behördlich geschätzten ungedeckten Kriegsschaden von 342 984 Kronen erlitten.

Nach dem plötzlichen Abzug der österreichischen Truppen vom 31. Oktober 1918 plünderten die italienischen Pächter und Taglöhner des Gutes mit dem italienischen und slowenischen Pöbel der umliegenden Ortschaften 7 Tage und Nächte hindurch (vom 31. Okt. bis 6. Nov.) die Anstalt Russiz. Niedrig geschätzt, beläuft sich der Schaden auf 114 450 K. Das schöne, wertvolle und ertragsreiche Gut Russiz ist also für die Stiftung völlig passiv geworden. In den einzelnen Anstalten sind täglich 225 Personen zu versorgen. Das Vermögen der „Evang. Stiftung der Gräfin Elvine de La Tour" wurde leider — trotz aller unserer Bemühungen — von der Behörde noch immer nicht ausgeschieden. Die unseren Anstalten vorläufig aus demselben zugewiesenen Sparkassengelder von 58 000 Kronen, die größtenteils für die notdürftige Inbetriebsetzung von Russiz verwendet werden mußten, sind bis auf 1500 Kronen aufgezehrt. Unsere Ausgaben im letztabgelaufenen Rechnungsjahre 1917 beliefen sich auf 105 140 Kronen. Da wir im Jahre 1917 nur 13 537 Kronen Liebesgaben bekamen, unser Abmangel aber außerdem 30 922 Kronen betrug, so benötigen wir — angesichts der fortwährenden Teuerung — mindestens 45 000 Kronen Liebesgaben jährlich, um den Fortbestand unserer Anstaltswerke zu ermöglichen.

Kulturdokumente des 20. Jahrhunderts. Der Beilage zum Verordnungsblatte für den Dienstbereich des n. ö. Landesschulrates Jahrgang 1913, Stück XXIII, entnehmen wir Verleihungsbedingungen für Stipendien, deren Inhalt und Form an die Zeiten der Gegenreformation erinnert und die als der guten Sitte widersprechend schon längst von staatswegen hätten abgeändert werden müssen.

No. 18. Paul Raphael von Nitschen: Stipendium 600 K. „Laut Stiftsbrief kann das Stipendium auch einem sonst für dasselbe qualifizierten, vorzugsberechtigten Bewerber, der Akatholik ist, auf ein Jahr provisorisch mit der Kondition verliehen werden, daß er sich in dieser Zeit in der katholischen Lehre „infor-

mieren und folgends das Bekenntnis des katholischen Glaubens annehmen und öffentlich tuen solle."

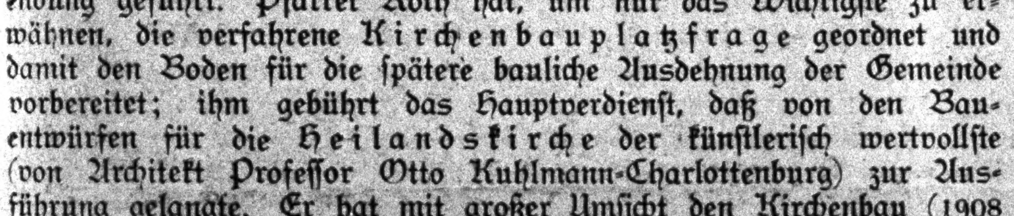
No. 13. Johann Baptist Kielmann von Kielmannsegg. Jahresbetrag 1200 K. Zum Genusse sind berufen: „. . . . 3. Konvertiten, welche von einem anderen christlichen Religionsbekenntnisse zum römisch-katholischen übergetreten sind."

Die Lebensbewegung in Grottau für 1918 zeigt nachstehende Zahlen: 22 Geburten (20 im Vorjahre), 20 Trauungen (23), 42 Uebertritte (37), 1 Austritt (2), 32 Konfirmanden (31), 216 Abendmahlsgäste (227), 34 Todesfälle (17), dazu 8 Krieger außerhalb der Heimat gestorben, bzw. gefallen (1).

Die Tochtergemeinde Kratzau hat an den obigen Zahlen, wie folgt, teil: 6 Geburten (3), 2 Trauungen (2), 9 Uebertritte (12), 1 Austritt (0), 7 Konfirmanden (7), 84 Abendmahlsgäste (88), 5 Todesfälle (3), 5 Krieger gefallen (0).

Fabrikant Franz Ulrich, Schriftführer des Presbyteriums, widmete aus Anlaß seines 60. Geburtstages für den Gemeindehausbaufond 1000 K., für die Zwecke des Kirchenchores 500 K. Die 2000 K., welche Fabrikbesitzer Oswald Schubert beim Heimgange seiner Gattin für den Frauenverein gewidmet hatte, wurden als „Frau Marie Schubert-Stiftung für evangel. Krankenpflege in Grottau" angelegt.

Zum Abschied von Pfarrer Richard Roth schreibt H. U. in der Fürstenfelder Zeitung: „Herr Pfarrer Roth hat unsere Stadt verlassen und sein neues Amt als Rektor der evangelischen Anstalten in Treffen bei Villach angetreten. Seine eindrucksvolle Probepredigt (März 1906) im Eiskellerbetsaale, deren Zeuge zu werden Schreiber dieser Zeilen zufällig das Glück hatte, entschied durch ihr starkes Bekenntnis zum Christentum der Tat die evangelische Gemeinde Fürstenfeld für den wackeren Schwaben. Und die Gemeinde ist in ihren Hoffnungen nicht getäuscht worden. Hat doch Pfarrer Roth in zwölfjähriger, rastloser und überaus segensvoller Arbeit den von seinem Amtsvorgänger, dem treuen Pfarrer Ilgenstein, begonnenen Ausbau unserer evangelischen Gemeinde zur Vollendung geführt. Pfarrer Roth hat, um nur das Wichtigste zu erwähnen, die verfahrene Kirchenbauplatzfrage geordnet und damit den Boden für die spätere bauliche Ausdehnung der Gemeinde vorbereitet; ihm gebührt das Hauptverdienst, daß von den Bauentwürfen für die Heilandskirche der künstlerisch wertvollste (von Architekt Professor Otto Kuhlmann-Charlottenburg) zur Ausführung gelangte. Er hat mit großer Umsicht den Kirchenbau (1908 bis 1910) durchgeführt, für den er in unermüdlicher Sammeltätigkeit, unterstützt durch seine weitreichenden Beziehungen in- und außerhalb seines engeren Heimatlandes, die geldlichen Grundlagen geschaffen. Die Sorge für seine Gemeinde trieb ihn nach Vollendung des Kirchenbaues zu einer neuen wichtigen Aufgabe, zur Errichtung eines Kinderheimes; und nur seiner nimmer ruhenden Werbearbeit dankt es die Gemeinde, daß diese Anstalt in einem eigenen stattlichen Heim, bereits drei Jahre nach Vollendung der Kirche, im Mai 1913 in Betrieb gesetzt werden konnte. Und trotz dieser Arbeit hat Pfarrer Roth noch Zeit für den inneren Ausbau seiner Gemeinde gefunden. In mehr als neunzig Familien-Abenden hat er anregend und vertiefend auf seine Gemeinde gewirkt, im Jungmänner-Verein hat er ebenso, wie seine ihm gleichgesinnte Frau — im Mädchen-Verein, an der Heranbildung charaktervoller Persönlichkeiten gearbeitet. Die Pflege der weitzerstreuten auswärtigen, selten oder nie mit dem Gottesdienst in Berührung kommenden Gemeindeglieder lag ihm besonders am Herzen; fortwährend sandte er ihnen evangelische Erbauungsschriften und Wochen-Blätter. Und der Weltkrieg eröffnete ihm in Kirche, Pfarrhaus und in den Spitälern ein weites Feld der Tätigkeit, und Tausenden hat er bis in die Schützengräben religiösen Trost gesandt. Ungezählte werden seiner in Dankbarkeit gedenken. Ihm selbst aber möge das Bewußtsein treuster Pflichterfüllung mehr sein als Dank und Anerkennung!"



Bücherschau

Thomas Mann, Betrachtungen eines Unpolitischen. Berlin, S. Fischer 1918. 611 S. 15 Mk., geb. halbl. 18 Mk.

Dieses Bekenntnisbuch des vielgelesenen Romanschriftstellers ist vor dem großen Umschwung geschrieben worden und erschienen. So ist es vielfach schon gestrig geworden, ehe ihm sein Tag angebrochen war. Es wäre aber schwer zu bedauern, wenn es darum an den Strand der Ungelesenen gespült würde. Wer Vieles bringt, wird Jedem etwas bringen. Thomas Mann bringt Vieles, er läßt eine Fülle von Gesichten am Leser vorüberwandeln. Er liebt es, breit auszuladen, sein Stil schillert farbig und die Gedankengänge berühren oft kraus, aber trotzdem ist Einheit in seinen Gedankengängen. Vieles, was er schreibt, ist durch die Novemberereignisse geradezu von besonderer Bedeutung geworden. Wir greifen aufs Geratewohl einige seiner Gedanken heraus: „Wessen Bestreben es wäre, aus Deutschland eine bürgerliche Demokratie im römisch-westlichen Sinne zu machen, der würde ihm sein Bestes und Schwerstes, seine Problematik, nehmen wollen, in der seine Nationalität ganz eigentlich besteht; der würde es langweilig, klar, dumm und undeutsch machen wollen und also ein Anti-Nationalist sein, der darauf bestände, daß Deutschland eine Nation in fremdem Sinn und Geist würde"; oder — ein ganz einzigartiges Kapitel — die Schilderung des Zivilisationsliteraten: „Der radikale Literat Deutschlands also gehört mit Leib und Seele zur Entente, zum Imperium der Zivilisation. Nicht, daß er mit sich zu kämpfen gehabt, daß die Zeit ihn in schmerzlichen, seelischen Widerstreit gerissen hätte, daß es mahnend, strafend, begütigend nach beiden Seiten zu predigen und sich, wie der sanfte Romain Rolland, über das Getümmel zu stellen versuchte: er stellt sich mit voller Leidenschaft in das Getümmel, — aber auf die feindliche Seite. Vom ersten Augenblick an nahm er automatisch den Standpunkt der Entente ein — natürlich, denn er war schon immer der seine gewesen. Mit unfehlbarer Treffsicherheit fühlte, dachte und sagte er genau das, was gleichzeitig oder später Entente-Journalisten oder Ententeminister sagten" usw. Dieses Urteil ist umso bemerkenswerter, als der Stilist Mann jedenfalls nahe an dem Zivilisationsliteratentum siedelt. Jetzt, da wir von Zivilisationsliteraten regiert werden, ist das alles höchst nachdenklich zu lesen. Und darum soll uns auch das dicke Buch Manns willkommen sein.

Hochstetter.

Wie dem Protestantismus Aufklärung über den Katholizismus not tut und gegeben werden soll. Aus dem literarischen Nachlaß von Dr. Carl Jentsch herausgegeben von Dr. phil. Anton Heinrich Rose. Leipzig 1917, F. W. Grunow. 66 S. 1.20 Mark.

Der im Juli v. J. verstorbene Carl Jentsch ist den Lesern dieses Blattes kein Unbekannter. So gern wir den guten Gaben seines Wesens, seinem liebenswürdigen Humor und seiner trefflichen Darstellungsgabe immer gerecht geworden sind, was er auch selber einmal dankbar anerkannt hat, so haben wir doch immer wieder Einspruch erheben müssen gegen seinen Anspruch, in konfessionellen Fragen ein Urteil abzugeben, während er sich von den Vorurteilen gegen den Protestantismus und seine Vorliebe für die katholische Kirche nie freigemacht hat. Dies zeigt sich auch in der zur Reformationsjubelfeier von einem protestantischen Verehrer aus seinem Nachlaß herausgegebenen Schrift, wo von dem Protestantismus ein Zerr- und von dem Katholizismus ein Lichtbild entworfen wird. „Als Gabe zum Frieden der Konfessionen" kann dieselbe nur solchen erscheinen, für die nach der Meinung des Herausgebers „der Kampf der Konfessionen seinen Grund lediglich in Mißverständnissen hat". Als ein „Mißverständnis" — um nichts Schlimmeres zu sagen — müssen wir es bezeichnen, wenn Carl Jentsch sagt: „die Protestanten erkennen so ziemlich allesamt gar keine Notwendigkeit der Erlösung mehr an". Was er aber den Evangelischen zumutet, zeigt sein Vorschlag, die Protestanten — den Ausdruck „Evangelische" braucht er niemals — sollten „dem ‚Sanctissimum' möglichst ausweichen und wo das einmal nicht angeht, die Katholiken wenigstens nicht verspotten oder durch freches Benehmen ärgern, sondern — nicht vor der Hostie, sondern vor dem feierlichen Aufzuge — das Haupt entblößen." Endlich dürfen wir unseren Lesern die von Carl Jentsch gemachte Entdeckung nicht vorenthalten: „Zwischen dem katholischen und dem protestantischen Fanatismus besteht ein sehr beachtenswerter Unterschied, indem der zweite vorwiegend aus dem hochmütigen Gefühl der auf überlegener Bildung beruhenden Alleinberechtigung und dem Haß entspringt, die katholische aber ein Ausfluß leidenschaftlicher Seelenliebe ist. Leidenschaftliche Seelenliebe war es, was dazu trieb, die Leiber zu verbrennen, um die Seelen zu retten." — Das genügt!

Dr. C. Fey.

Folge 4 wird am 24. Januar ausgegeben.

Inhalt: Wochenspruch von Gottfried Menken. — Volkskirche. Von Niebergall. — Zur Frage der Trennung von Kirche und Staat. 1. Die Frage. Von Eckardt. — Warum verlangen die Engländer die Bestrafung des Kaisers? Von Mix. — Westpreußen als deutsches Kulturland. Von Dr. Paul Ostwald. — Aus Welt und Zeit. Von Hr. — Wochenschau. — Bücherschau.

Infolge der Berufung unseres Pfarrers Heinrich Gottlieb nach Bodenbach gelangt die

Pfarrstelle in Hohenelbe

zur Neubesetzung. Zur Pfarrgemeinde gehören die Predigtstationen Rochlitz (30 km. vom Pfarrort entfernt, mit der Bahn zu erreichen) und Hackelsdorf ($1\frac{1}{2}$ Stunden entfernt, im Gebirge liegend, nur zu Fuß zu erreichen). Bewerber wollen sich bis zum 15. Februar 1919 melden.

Presbyterium Hohenelbe.

Die Stelle des

Vikars

in der evangelischen Pfarrgemeinde

Wiener Neustadt

ist neu zu besetzen.

Anfragen und Bewerbungen sind sofort zu richten an

Pfarrer Matthaei.

Gediegener unterhaltender u. belehrender Lesestoff

Heinz Hoffmeister, Von Capri nach Jerusalem. Tagebuchblätter. 8°. 122 S. Preis brosch. M. 1.50

In Tagebuchblättern schildert der Verfasser in seiner unterhaltender Weise seine Reisen über Tunis und Ägypten nach Jerusalem. Der Zauber orientalischen Lebens und Treibens umrauscht uns, die heiligen Stätten erstehen vor unserem geistigen Auge, Wir begleiten den Verfasser nach dem Morgenlande nnd empfinden dankbar mit ihm, was er gesehen und erlebt.

Heinz Hoffmeister, Durch Süd-Spanien nach Marokko. 8°. 199 S. Preis brosch. M. 1.50

Das Land der Kastanien, so wie es in Wirklichkeit sich den Blicken des unbefangenen Reisenden darstellt, nicht wie wir es uns nach den Phantasien unserer besten Dichter ausmalen — schildert uns hier ungeschminkt Heinz Hoffmeister. Enttäuschungen bitterster Art mußte er auf seinen Wanoerungen erleben, bis ihn Andalusien mit seinem märchenhaften Königsschloß, der Alhambra, und Sevilla und die Überreste der einnigen Pracht aus maurischer Zeit in hellste Begeisterung brachten. So gewaltig und hinreißend sind diese Schilderungen, daß wir die Stätten, „fern im Süd das schöne Spanien" vor unserem geistigen Auge in Wirklichkeit zu schauen glauben.

Dr. Albert Platzmann, Der Lindenhof. Ein landwirtschaftliches Kulturbild aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, das zeigt, wo die starken Wurzeln unserer Kraft liegen. Ein aus der Erfahrung geschöpftes, auf Treue und Wahrheit der Darstellung fußendes Bild des an Mühen und Entbehrungen zwar reichen aber auch durch Arbeit gesegneten Lebens unserer Landbevölkerung. In 2 Bänden, 338 und 304 Seiten. Preis brosch. M. 8.—

Wilhelm Zachmann, Auf dem Bauernhofe. Erinnerungen aus meiner Jugendzeit. 8°. 437 S. Preis brosch. M. 4.—

Ein Lebensbuch durch und durch: natürlich, wahr und quellfrisch wie das Leben selbst, ein farbenreiches Gemälde, Leben und Treiben auf einem Gutshofe vor 60 Jahren schildernd, von einem Vertreter des deutschen Bauernstandes, der sich würdig einem Rosegger, Kügelgen und Ludwig Richter zur Seite stellen darf.

Verlag von Arwed Strauch in Leipzig

Lichtbilder-Abende

Man verlange Verzeichnis von
Arwed Strauch,
Leipzig, Hospitalstraße 25.

Die römischen Volksmissionen.
Eine historische Würdigung
von K. Röhrig. Preis 1 Mark
Verlag von Arwed Strauch, Leipzig.

Kirchen-Heizung
als Luftheizungen,
Dampfheizungen,
Kirchen-Mantelöfen
eigener Fabrik
seit 1876 in vielen Tausenden best. bewährt
illustr. Broschure kostenlos.
Sachsse & Co., Halle a. S.

Für Hospiz in Sommerkurort 20 bis 25 tausend Mark

gesucht. Suchender hat eigenes Geld in Kriegsanleihen angelegt und kann außer Eintragung an II. Stelle noch weitere Sicherheit durch Staatspapiere geboten werden. Angebote unter **J. P. 6332** bef. **Rudolf Mosse, Berlin S.W. 19.**

Ernste und heitere Bilder aus der polnischen Insurrektion 1848

Hochinteressante Streiflichter zur polnischen Bewegung

Jetzt aktuell!!

Preis Mk. 6,—

Verlag von Arwed Strauch, Leipzig, Hospitalstr. 25

Solide
Einbanddecken
zu allen Jahrgängen der
„Wartburg"
sind vorrätig.
Preis M. 3,00
franko gegen Einsendung
von M. 3,30 — K. 5,—
von
Arwed Strauch, Leipzig.

Feen- u. Engelspiele für Mädchenvereine

herausgegeben von
Ernst Heinrich Bethge
sind neu erschienen.

Leichte Aufführbarkeit!

Trefflicher Inhalt mit durchweg prächtiger Wirkung!

Man verlange Auswahlsendung von
Arwed Strauch in Leipzig,
Verlagsbuchhandlung,
Hospitalstr. 25.

30 volkstümliche geistliche Lieder

für 1 Singstimme und Guitarre
bearbeitet von
M. Georg Winter.

Advent - Weihnachten - Silvester
Passion - Konfirmation - Ostern
Himmelfahrt - Pfingsten - Trinitatis
Trost - Hochzeit - Am Morgen
Sommer - Wandern - Am Abend
Glaube und Hingabe.

— **Preis Mk. 2,50** —

Diese reichhaltige Sammlung geistlicher Volkslieder mit Lautenbegleitung kommt tatsächlich einem Bedürfnis entgegen. Die Laute wird in der Familie wieder heimisch, wie es zu Luthers Zeiten war, aber eine brauchbare Auswahl unserer schönsten geistlichen Volkslieder gab es bisher nicht. Auch darauf mag hingewiesen werden, daß zahlreiche Vereine jetzt und in Zukunft den Gesang zur Laute pflegen werden.

Verlag von Arwed Strauch, Leipzig.

Werbet f. d. Wartburg.

Verantwortlicher Schriftleiter: Pfarrer G. Mix in Guben, N.-L. Für die Anzeigen verantwortlich Arwed Strauch, Leipzig, Hospitalstr. 25.
Verlag von Arwed Strauch in Leipzig. — Druck von Richard Schmidt, Leipzig-R.